



Nimm dich vor harmlosen Elfen in Acht – wer tanzen kann, kann auch kämpfen. Maggie Cheung und Zhang Ziyi in Zhang Yimou's Martial-Arts-Apotheose «Hero» (2002)

schöne kämpfe

Die Martial Arts sind vollendeter Tanz. Der Tanz selber sucht Sinn zunehmend im Kampf. Eine Reportage zwischen Kino und Kampfatelier von Katja Werner

Zwei schwitzende Körper im Clinch. Kicks und Sprünge. Ausweichmanöver. Hebungen. Einer stützt sich auf den anderen, stößt sich ab, wird aufgefangen, abgeworfen, rollt sich ab und steht wieder auf. Das Gegenüber wartet schon. Nächste Runde. Zweikampf oder Paartanz? Immer ein bisschen von beidem. Eine Mischung aus Pragmatismus und Hingabe.

Tanz und Kampf sind Geschwister mit unterschiedlichem Temperament. Der eine ist so stark auf die Form konzentriert, dass er den praktischen Boden unter den Füßen verliert. Dem anderen, von der Waffentechnik eingeholt, ist der praktische Nutzen abhandengekommen. Auch ihm bleibt nur die perfekte Form. Einst kommandierten sie getrennte Gebiete; doch mit der Zeit verwischen sich die Grenzen. Welcher der beiden ist durchsetzungsfähiger? Der sich dem Gelände am besten anpasst. Aber dazu brauchen sie einander ... Als die Neuzeit den Nahkampf abschaffte, blieb der Kampfkunst zum Überleben nur die Kunst. Dabei entdeckte sie: ihre Nähe zum Ballett.

Im Haus der tanzenden Schwerter

Xiao Mei übertrifft an Anmut alle Kurtisanen im Pfingstrosen-Pavillon. Eine herausragende Tänzerin. Dass dies bloß Tarnung der Rebellin ist, weiß nur der Polizist, der sie – zum Schein – herausfordert. Er wirft Bohnen in einen Kreis von Trommeln. Eine, vier, dutzende. Sie muss deren Flugbahn mit

dem Körper nachzeichnen. Sie zielt, springt, Grand jeté mit Toeloop, Doppel-Axel, Développé, schleudert den Trommeln die Stoffbahnen ihres Kostüms entgegen wie fliegende Dolche. Die zwei Gesichter ihrer Kunst: Die Tänzerin ist Kämpferin. Für beides braucht sie die gleichen Instrumente. Der Tanz, den sie zu ihrer Verteidigung darbietet (zum Beweis, dass sie tatsächlich tanzen kann), dieser blitzschnelle Wirbel der fliegenden Extremitäten, ist identisch mit den Kampfszenen, in die er mündet; in denen die Schnelligkeit, Präzision und Eleganz ihrer Bewegungen nicht mehr der Schönheit dienen, sondern zum Töten. Ob, sanft oder scharf, mehr Form oder Funktion – es ist eine Augenweide. Die Erotik, schrieb ein Kritiker, sei in «House of Flying Daggers» weitgehend sublimiert, «weil der Kampf die Form der Intimität ist»: Am Ende erfahren wir, dass der Polizist Spion und ihr Liebhaber ist. Da verändert sich der Blick auf den früheren, gefährlichen Zweikampf. Er war inszeniert. Choreografie.

Dies ist die meistzitierte Szene aus Zhang Yimous «House of Flying Daggers» in der Nachfolge von Ang Lees Arthouse-Blockbuster «Crouching Tiger, Hidden Dragon», der 2000 damit ein B-Genre in die Hochkultur katapultierte und im Westen eine Renaissance des (historisierenden) fernöstlichen Actionfilms auslöste. Mit einem entscheidenden Unterschied zu den Kung-Fu-verrückten 1970ern – nicht sportlicher Selbstzweck motiviert jetzt die Schwert-, Stock- und Faustkämpfe, sondern der Wunsch nach poetischer, ja metaphysischer Durchdringung, die Wahrheit der Figuren und die «Weisheit» der Action. Den prominentesten Platz nimmt darin, wie man an Zhangs Martial-Arts-Apotheose «Hero» am vollkommensten und in Zeitlupe sieht: die Choreografie ein – bei der der Kampf zur Kalligrafie der Körper wird. Was immer an «Hero» kritisiert wurde – er verzerre die Geschichte und verherrliche das blutrünstige Vorbild Deng Xiaopings – niemand konnte leugnen, dieser Film ist nichts weniger als:

Atemberaubend schön

«Mein Kung-Fu-Meister nennt solche Filme», ein bisschen abfällig, «Ballett», sagt Andrea Sonnberger. Die Münchner Choreografin hat zusammen mit einer Gruppe Kolleg.innen Ende 2008 ein einwöchiges Atelier mit dem programmatischen Titel «krieger.innen – attack + defense» organisiert. Denn der Tanz hat längst begriffen, dass die uralten Martial Arts mehr sind und mehr können als zuschlagen. Weil sie jahrhundertlang den Ernstfall studiert haben, kennen sie den ganzen Menschen. Und in ihrer Weisheit ist ihr Ziel die Selbstüberwindung. Den Frieden bewahren heißt, den Kampf zu gewinnen. Natürlich: in Schönheit. Der Ansatzpunkt der krieger.innen (Sonnberger, Micha Purucker, Monica Gomis, Angelika Meindl, Claudia Senoner und ihre Gäste Jaime Llopis, Eeva Muilu, Eva Klimakova, In-Jung Jun, Simon Rummel) ist, trotz des heroisch-poetischen Klangs, eigentlich ein prosaischer. Von Profis lernen, wie man sich durchschlägt.

«Das Leben als freier Tänzer oder Choreograf ist ein Kampf», sagt der Mitinitiator und unermüdete Tanz-Aktivist Purucker. Monica Gomis, Aikido- und Taekwondo-Fan, zögert keinen Augenblick, das zu bestätigen: «Damit kann sich jeder von uns identifizieren, egal ob er in Deutschland, Spanien oder Finnland arbeitet», als Einheimischer oder Kunst-Exilant, «wir müssen um jeden Zentimeter kämpfen. Mit dem eigenen Körper natürlich. Gegen Isolation und Unsichtbarkeit, um Anerkennung...». Um Ba-

TITEL

nalitäten wie arbeiten und dabei überleben. Auch wer das mit Freuden auf sich nimmt, braucht einen guten Schlachtplan. Und Vorbilder: «Ob Partisan, Guerillero, Soldat, Samurai, Legionär oder Amazone, der Krieger trainiert seinen Körper und Geist. Um vorbereitet zu sein», schreiben die Krieger:innen, «... geschult in Überlebens-Techniken, Strategie und Selbstbehauptung ist ein Krieger bereit, sich zu verteidigen. Es ist ein Leben in Präventivform und im Dienste einer «höheren» Sache.» Wie Kunst.

Kampfsportarten sind bei Tänzern jedenfalls beliebt. Von Steve Paxton, der sich von Aikido zur Contact Improvisation inspirieren ließ über Deborah Hays Tai-Chi-Affinität bis Sidi Larbi Cherkaoui, der jetzt mit seiner Shaolin-Show «Sutra» um die Welt tourt. Oder von Jean-Claude van Damme bis Patrick Swayze und Jennifer Garner, alle drei gelernte Ballett-Tänzer mit Hang zum filmreifen Dreinschlagen. Und auch bei zwei der bekanntesten Gesichter des aktuellen Martial-Arts-Films, den klassisch ausgebildeten Tänzerinnen Michelle Yeoh und Zhang Ziyi (siehe Video des Monats). Asiatische Kampfkunst komplementiert den Tanz als Inspiration, zum Ausgleich, als alternative Karriere. Frauen sind gleichberechtigt. Und anstatt in der tanzfreien Zeit einfach mal abzuhängen, wünschen sich die Adepten nur: «öfter zu kämpfen».

So viel überschüssige Aggression? «Ach was, Aggression muss man dominieren können. Wut ist gut! Wut ist eine kreative Kraft», sagt, mit der windgegerbten Überzeugung eines lange Geläuterten, der branchenbekannte Kamp choreograf Heinz Wagnitschek. Er ist Schauspieler, Dozent für Körperbildung an der Münchner Falkenbergsschule und für Theater- und Opern-Raufereien von Shakespeare bis Hans-Werner Henze verantwortlich. Gelegentlich führt er selbst Regie. Meistert reiten, fechten, Capoeira, Akrobatik, Stockkampf, Yoga und diverse andere Kampftechniken. Das Tanzen hat er probiert, es hat ihn nicht überzeugt. Überreguliert. Er suchte, und das tut er weiter, «mehr Freiheit und immer Neues». Zweifelsfrei, der Mann spielt nicht nur, er ist auf dem Weg des Kriegers. Er trinkt Wasser, raucht nicht. Wir treffen uns in der Lounge ei-

nes Bio-Markts – man kann auf diesem Weg keine Abkürzungen nehmen. Nicht wenigstens im Theater, Fernsehen oder Film, wo er arbeitet? «Na das», lacht er, «ist ein abgekartetes Spiel. Die Illusion muss funktionieren. Aber auch dafür muss man eine ganz andere Art von Körperbeherrschung, von Vehemenz haben.» Die Bemerkung geht an die Adresse der Krieger:innen, die er einen Vormittag lang trainiert hat. «Junge Seelen», nannte er sie.

«Im Kontext des Ateliers», erklärt Micha Purucker, «verstehen wir Kämpfen durchaus nicht bloß als Kloperei, sondern als holistische Angelegenheit. Wir haben natürlich Techniken trainiert – Kickboxen, Bühnenkampf, Kung Fu, und jeder Tag begann mit Tai Chi. Daneben gab es Streifzüge durch die Stadtlandschaft, Filme und Vorträge.» Über den Alltag von Bundeswehrpionieren, den Nerven-Krieg des Wartens, Überlebensstrategien im Tierreich, Architektur und Krieg. Außerdem ein Stimmbildungsseminar; eine nächtliche Durchschlageübung im Wald bei Fürstenfeldbruck zur Steigerung von Orientierungs-, Wettbewerbs- und Teamfähigkeit; und eine erschreckend wirksame Kapitalismuskritik-Demo vor der Münchner E.on-Zentrale unter Führung des Glasgower Politaktivisten und Performance-Künstlers James Leadbitter (alias «the vacuum cleaner»), gegen die sich die Machtdemonstration des Konzerns durch vollautomatisiertes Sicherheitspersonal kläglich überproportioniert ausnahm. Die Krieger:innen wurden vertrieben, aber sie haben dem Riesen Angst eingejagt. Helden! Nun, moralische Gewinner:

Helden ohne Sieg

Die Zeiten, wo sich Probleme noch im Duell lösen, sind längst im Kino zu besichtigen. Wo der schlagkräftige Superheld derzeit wieder sehr gefragt ist. Für die Krieger:innen ist das ein «Rollenmodell zwischen Identifikation und Ablehnung». Aber da sitzen wir Ohnmächtigen und applaudieren unseren Projektionen. Desto glanzvoller müssen Helden sein. Nicht effizient – elegant. Kraftvoll kämpfen, aber schön! Tanzen. Warum das so wichtig ist, kann man bei Quentin Tarantino studieren, der als großer Kamp choreografie-Exeget solche Helden

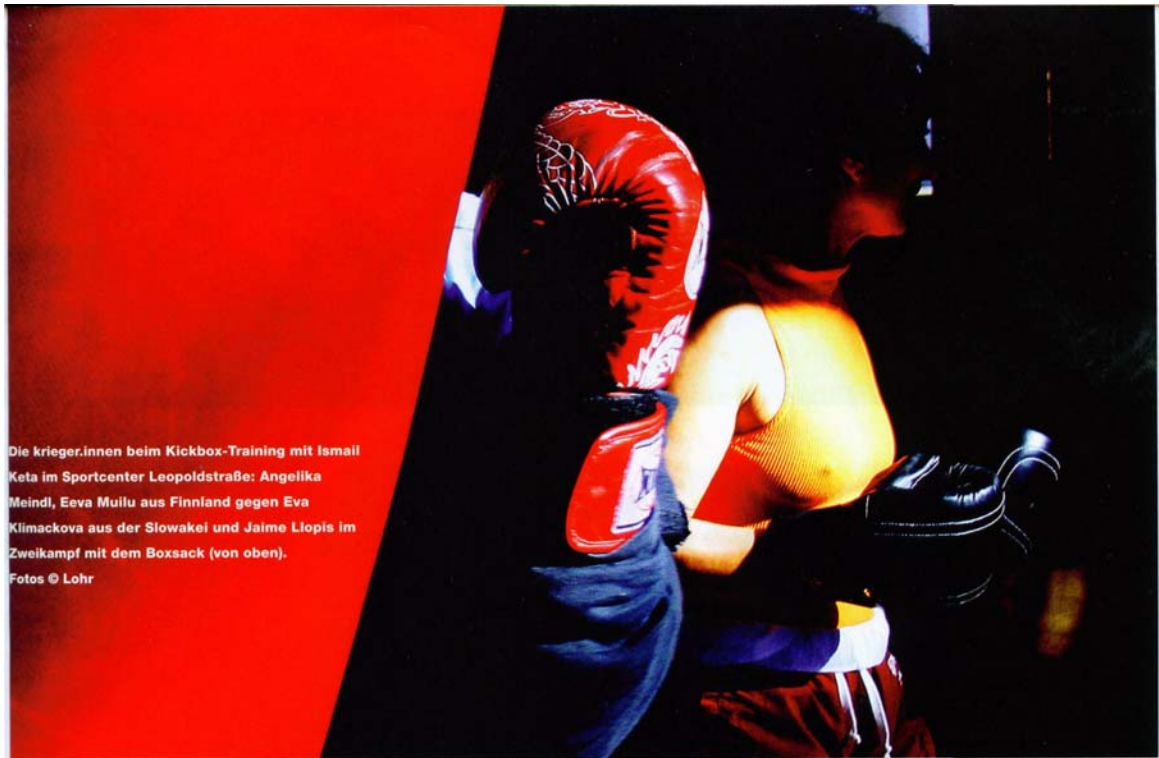
schafft und abschafft. In «Kill Bill 1» macht Uma Thurman einer japanischen Hydra von Schlägertruppe 15 Minuten lang die Hölle heiß. Bewaffnet mit einem Schwert. Es ist ein besonderes Schwert, gefertigt vom Meister der Meister; wenige dürfen, weniger noch können es führen. Thurman kann. Ge-coacht hat sie der namhafteste der modernen Kampfkampf-Choreografen, Yuen Wo-ping («The Matrix» und «Mission Impossible 2»). Sie streicht den Respekt ihrer Feinde ein und verlässt das Schlachtfeld als strahlende Siegerin. So macht man Helden. All das beantwortet nicht die brennende Frage im Drehjahr 2003: Warum zieht hier keiner eine Knarre? «Kill Bill 2» weiß es. Thurman setzt ihren Ra-chefeldzug fort. Nach allen Regeln der verehrten Kampfkunst beschleicht sie ihr nächstes Opfer. Als sie zum lautlosen Angriff ansetzt, brät ihr der untersetzte, bierselige Wohnwagen-Cowboy Michael Madsen eins mit der Schrotflinte über. Aus dem Schaukelstuhl, peng. So geht Ironie, und die ist das Letzte, was der Superheld verkraften kann. Darin ähnelt er (oder sie) wieder den Protagonisten des Balletts. Und weil der Kriegsheld den ausgedehnten Nahkampf mit Bravour braucht wie «Romeo und Julia» seine Pas de deux, wird er schließlich selbst zum Ballett-Tänzer. Sieg oder Untergang, so ist der Beifall sicher.

Der Alltag unserer Krieger:innen ist verschwitzt und entbehrungsreicher. Das Ballett, wissen sie als Insider, kann ihnen da kaum Hilfestellung geben. Denn es leugnet den Kampf, es sei denn gegen den eigenen Körper. Trotzdem ist es organisiert wie das Militär; Einzelkämpfertum unmöglich. Andererseits sind auch die Möglichkeiten des modernen Tanzes schnell erschöpft. Er unterschreibt nur die Schönheits- und Leistungs Ideale der Klassik nicht mehr. Aber hat er Sinnersatz dafür zu bieten? Anders Tai Chi Chuan, Kung Fu und Co. – die liefern neben körperlichen Fähigkeiten eine ganze Lebensphilosophie. Wie formulieren das einhellig die Atelier-Teilnehmer:innen? «Das findet auf einer ganz anderen Ebene statt.» Metaphysik für Körpermenschen. Was liegt näher? Aus jungen Seelen werden alte.

So sehen sie ihr Unterfangen differenziert. «Man muss kein Militarist sein, um von der Selbstlosigkeit, der Disziplin, der Kampfbereitschaft von Krieger und Kämpferinnen fasziniert zu sein», lautet ihr Fazit, aber «ihr Glamour ist in gewisser Weise anachronistisch.» Was bleibt ist das Wissen: Nur wer lernt, sich nicht zu wehren, kann gewinnen. Den Kampf zu gewinnen heißt, den Frieden bewahren ...



Man muss kein Militarist sein, um von der Selbstlosigkeit, der Disziplin, der Kampfbereitschaft von Krieger und Kämpferinnen fasziniert zu sein



Die Krieger:innen beim Kickbox-Training mit Ismail Keta im Sportcenter Leopoldstraße: Angelika Meindl, Eeva Muilu aus Finnland gegen Eva Klimackova aus der Slowakei und Jaime Llopis im Zweikampf mit dem Boxsack (von oben).
Fotos © Lohr

